

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1921

3.7.1921 (No. 27)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

10. Jahrg. No 27



3. Juli 1921

Willy Andreeß / Diplomatie und Geschichte.

Oft genug ist die geringe Vertrautheit unserer Diplomatie mit der Geschichte Deutschlands und der anderer Völker beklagt worden. An ihrer falschen Beurteilung der im Ausland obwaltenden Kräfte trägt dieser Mangel gewiß ein beträchtlich Maß der Schuld. Mit Recht hat man ihn im Sündenregister der sogenannten *Salondiplomatie* gebucht, die übrigens auch über einige Vorzüge verfügte, nämlich ausgezeichnete Formen und Beherrschung der Amtsgebräuche. Die schon vor dem Kriege mit gutem Grund geforderte Erneuerung der diplomatischen Kunst gehört zu den wichtigsten Aufgaben der Gegenwart. Sie ist auch bereits in Angriff genommen. Daß die Früchte nicht über Nacht reifen, ist klar. Denn die Krisis der deutschen Diplomatie liegt viel tiefer begründet als man anzunehmen pflegt. Ihre gar nicht wegzuleugnenden Gebrechen fallen nicht einfach der auftraggebenden Regierung oder den Befangenheiten und Schwächen der bisher bevorzugten Schichten zur Last, denen bis zur Revolution ausschließlich unsere Gesandten und Konsuln entnommen wurden. Sie ergeben sich vielmehr aus dem geschichtlichen Entwicklungsgang und der seelischen Verfassung unseres Volkes, sie hängen zusammen mit dem ganzen Aufbau seines öffentlichen Lebens und seiner Einrichtungen. Das Versagen entspricht nur dem bisher erreichten, unvollkommenen Stand politischer Reife. Dieser eigenartige Zusammenhang läßt zu bestimmten Folgerungen über Mittel und Richtung der einzuschlagenden Reform ein und verdient einmal eine besondere, weit ausholende Betrachtung. Sie ist in diesem knappen Rahmen unmöglich. Nur soviel sei gesagt: Die in historischem Geiste geführte Erörterung dieser brennenden Berufserneuerung würde hinauslaufen auf allgemeinste nationale Erziehungsfragen. Hier soll nur ein begrenztes Problem, das im Bereich meines Faches liegt, herausgegriffen werden.

Man will nämlich in Zukunft mehr Gewicht auf sorgfältige Ausbildung unserer jungen Diplomaten in der Geschichte legen. Sie sollen künftig vor Beginn ihrer Laufbahn auch von einem hervorragenden Historiker geprüft werden. Der Vertreter einer bisher recht stiefmütterlich behandelten Wissenschaft wird sich über diese stärkere Betonung neben der sprachlichen, juristischen und volkswirtschaftlichen Vorbereitung ohne weiteres freuen. Andererseits muß er die Frage aufwerfen, wieviel man sich von dieser Absicht, wieviel man sich überhaupt von der historischen Bildung für die deutsche Diplomatie und ihre Hebung versprechen darf.

Trotz innerer Verwandtschaft liegt Geschichtswissenschaft und Politik jede auf einem besonderen Feld. Die Verbindung historische und politischen Geistes kann ausgezeichnete Ergebnisse zeitigen. Ihr verdanken wir um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts eine ganze Reihe von Geschichtsforschern, die zugleich hervorragende Politiker waren und der nationalen Entwicklung zum Reich hin große Dienste geleistet haben. Und in Frankreich ist gerade die Erscheinung, daß sich Historiker und Diplomat

in einer Person zusammenfinden, nicht selten. Es sei nur an Tocqueville, diesen Grandseigneur der Geschichtsschreibung, erinnert, der uns eine hervorragende Schilderung der amerikanischen Demokratie geliefert hat. Es wäre indessen überheblich, dem Historiker als solchen eine besondere Qualifikation oder förmlich eine Blankoermächtigung für die Ausübung des diplomatischen Berufs ausstellen zu wollen. Es ist ja bekannt, daß die Beschäftigung mit der Geschichte den Gegenwartsdrang mancher Menschen geradezu lähmt, daß viele Historiker nur zu leicht relativistischen und quietistischen Stimmungen erliegen und sich von dem Treiben der Politik abwenden. Man wird sich somit hüten, die Geschichtswissenschaft ohne weiteres als Nährboden oder gar als einzige Quelle politischer Leistungsfähigkeit anzusehen. Staatsmännische Begabung ist eine Sache weniger der wissenschaftlichen Schulung als einer ganz bestimmten Gemütsverfassung und Willensrichtung und einer besonderen Art, Menschen und Dinge anzufassen; nicht mit Unrecht hat man sie einer Kunst verglichen.

Bismarck hat sich als Göttinger Student bekanntlich mehr um sein Korps als um die dortigen Geschichtsprofessoren gekümmert, und niemand würde zu behaupten wagen, daß seine staatsmännische Unvergleichlichkeit auf dem Boden historischer Fachschulung erwachsen sei. Immerhin hat er sich in seinen Sturm- und Drangjahren auf dem väterlichen Gut durch dessen Bibliothek hindurchgelesen und dabei erhebliche Kenntnisse in der europäischen Geschichte erworben. Er hat damals den Grund gelegt für ein reiches Wissen, das später auch die Gedanken und Erinnerungen mit schlagenden Beispielen und überraschenden historischen Anspielungen durchflocht. Unwichtig blieb es nicht für ihn, daß er damals in seiner Landeinsamkeit, wenn auch nur durch Bücher, sich mit der Atmosphäre der großen politischen Welt vertraut gemacht hat. Anregung, Vertiefung seiner Empfänglichkeit mochte von der Geschichte ausgehen; mehr bedeutete sie wohl nicht für seine innere Entwicklung. Hier handelte es sich freilich um den geborenen Genius, der auf der Bühne der hohen Politik alsbald die Enge des junkerlichen und parteimäßigen Gesichtskreises überwand. Indessen auch für die politische Erziehung des begabteren Durchschnittsmenschen wird man die Historie als solche nicht überschätzen dürfen. Gewiß ist sie weniger graue Theorie als andere Wissenschaften, sondern vielmehr ganz lebenerfüllte Anschauung hochbewegter Menschen- und Völkerschicksale, und die Gegenwart ist gespeist von den Kräften der Vergangenheit. Aber den Ausschlag geben im Falle der Diplomatie doch persönlichste Eigenschaften und die Erfahrungen der Praxis. Den angeborenen Blick für Dinge und Menschen, unmittelbare Einsicht, das feine Gefühl für alles, was rings vorgeht, die Fähigkeit auszuhorchen, Verbindungen anzuknüpfen und auszuspielen, und Ahnungsvormögen, das alles kann keine wissenschaftliche Schulung je voll ersetzen. Das historische Vorbild großer Staatsmänner kann

niemals Richtigkeit und Entschlußkraft, Schmiegsamkeit und Verantwortungsfreude des eigenen Handelns verbürgen. Nicht einmal der handwerkliche Griff ist zu erlernen aus der historischen Ueberlieferung, weil sie sich unaufhörlich wandelt. Wo aber wird man unwillkürlich fragen, könnte dann der günstige Einfluß der historischen Bildung Ansatzpunkte finden? Nun, es bleibt ihr auch bei vorsichtigster Abschätzung der Möglichkeiten ein recht schönes Feld frei. Nur muß die Darbietung des geschichtlichen Stoffes sich in angemessenen Geleisen bewegen. Unter keinen Umständen darf diese geplante Durchbildung sich auf äußerliches Wissen, aufgestapelten Tatsachenkram richten. Auch die eingehendste Kenntnis aller europäischen Kongreßabmachungen, so schwer sie in der Gegenwart nachwirken und sie geradezu bestimmen, dürfte den Diplomaten der erwünschten Vollkommenheit wesentlich näherbringen. Ebenso sehr ist der Anschein zu vermeiden, als gälte es, eine schöngeistige Politur oder die Sammlung eines reichen, blendenden Zitatenreiches zu erzielen. Käme es darauf an, so wäre Fürst Bülow unser größter Kanzler und Staatsmann gewesen! Nur die tiefste und innerlichste Auffassung geschichtlichen Lebens kann dem angehenden Diplomaten von Nutzen werden. Was die Wissenschaft der Geschichte geben und anerkennen kann, ist die Ausweitung und Schärfung der Beobachtung, und die ist doch ein Hauptfeld der diplomatischen Aufgabe. Wer eine natürliche Anlage hierfür hat, kann sie durch historisches Studium außerordentlich stark entwickeln. Ihre höchstmögliche Entfaltung und Steigerung wird aber nur gewährleistet durch die fruchtbarste Geschichtsbetrachtung, die denkbar ist. Bloß eine lebensvolle Wissenschaft kann befruchtend auf die Wirklichkeit einwirken. Der Buchstabe tötet, aber der Geist macht lebendig. Burden bisher die Grenzen nachgewiesen, die unserem Fach gesteckt sind, so soll nun im einzelnen dargelegt werden, welche Vorteile die Diplomatie von einer wahrhaft historischen Schulung zu erwarten hat.

Das Wesen der geschichtlichen Erkenntnis richtet sich nicht bloß auf die einzelnen Erscheinungen im Staat, Wirtschaft und Kultur, sondern auf das Erfassen ihrer Lebenszusammenhänge. Das gilt für die besondere Volkentwicklung, wie das Aneinandergreifen aller europäischen und überseeischen Beziehungen. Die Aufgabe der Diplomatie hinwiederum zielt darauf ab, im fremden Lande die Interessen des eigenen tatkräftig und geschickt zu vertreten und dabei nicht das Augenmaß zu verlieren für ihre Einordnung und ihr Gewicht im großen Getriebe und Zusammenhang der großen Staatenwelt. Eine derartige Zielsetzung stellt freilich außerordentliche Ansprüche an einen Gesandten, fordert von ihm eine sehr weite Ueberschau, die er nur in einer richtigen historischen Schulung gewinnen kann. Nehmen wir etwa an, unser Vertreter in Bukarest beschäftige sich nur mit der Sphäre Rumäniens, so kann er sich zwar eine ausgezeichnete Kenntnis dieses Landes erwerben und damit seiner Regierung wertvolle Dienste leisten. Trägt er gegenüber allen anderen Vorgängen außerhalb der rumänischen Grenzen Scheuklappen, so wird sich diese falsch angebrachte Arbeitsteilung irgendwann rächen. Denn er würde die richtigen Maßstäbe für die Fragen der auswärtigen Politik verlieren und, wie es braven Ressortbeamten oft widerfährt, in anderen Beziehungen wellfremd erscheinen und geradezu erstarrten. Schließlich würde die ungünstige Rückwirkung auch auf sein eigenes krampfhaft abgeschlossenes Fach nicht ausbleiben. Ebenso widersinnig und einfach verbrecherisch wäre es, wenn das Auswärtige Amt unserem Botschafter in Paris wichtige Auskünfte und Nachrichten über unser Verhältnis etwa zu England vorenthalten wollte. Nach der Behauptung des Freiherrn v. Celdtstein soll der langjährige ungekrönte Beherrscher der Wilhelmstraße, Baron Holstein, eine bei ihm unbeliebte hervorragende Persönlichkeit allerdings so behandelt haben. Diplomaten, die aus der Geschichte etwas gelernt haben, dürften weder in dem einen noch in dem anderen Beispiel der Versuchung erliegen, das Gefühl für den vielverschlungeneren Zusammenhang der Auslandspolitik preiszugeben. Unseren angehenden Diplomaten tut das eine not, was schließlich jeder Laie lernen müßte, der auf die Bezeichnung Staatsbürger Anspruch erhebt, nämlich sich vom eigenen Vaterlande und von unseren Nachbarn, von Freund und Begnern, eine geschichtlich begründete Vorstellung zu bilden. Es reicht indessen nicht aus, Deutschland selber, die fremden Länder, kurz jede dieser scharfumrissenen Staatspersönlichkeiten genau zu kennen. Er genügt auch nicht, unser Verhältnis zu jeder einzelnen der großen Mächte richtig zu erfassen in allem, was uns mit ihr verbindet oder von ihr trennt, sondern es muß der Sinn für alle Verflechtungen und Zusam-

menhänge der internationalen Politik geweckt werden. Man muß sich davon ein Bild machen können, daß jede Wandlung etwa in den Beziehungen von Japan und Rußland auch uns berührt, und daß an keiner Stelle des Planeten, am Balkan, in Afrika oder wo immer es sei, Ereignisse eintreten können, ohne ihre Reflexe auf unser eigenes Dasein und seine Ziele zu werfen.

Organische Staatsbetrachtung zu lehren, das Gefühl für die Tatsachen des gesamteuropäischen Lebens zu schärfen, den Blick auf die weltpolitischen Zusammenhänge jeder Art zu lenken, ist eine Aufgabe des historischen Fachs, durch deren Erfüllung wir uns um die Politisierung unseres Volkes verdient machen können. Hier liegt einer jener Fälle vor, wo die historische Schulung der Diplomatie uns als Teil einer allgemeinen nationalen Erziehungsaufgabe erscheint. Ist die Vorbereitung des jungen Diplomaten für sein künftiges Amt von jenem wirklich historischen Geiste erfüllt, so läuft er auch geringere Gefahr, sich in Berengung oder Chauvinismus festzufahren, und die Erkenntnis unserer besonderen Geschichtsbedingungen, unserer staatlichen, wirtschaftlichen, geistigen und verfassungspolitischen Eigenart, die unser gutes Recht ist, wird ihn nicht so leicht dazu verführen, unser Wesen zu dogmatisieren und zu einem Kanon aller Tugenden zu verhärten, nach dem sich die ganze Menschheit zu richten habe. Historisch durchgebildete Diplomaten, überhaupt ein in geschichtlichem Geist erzogenes Volk, werden nicht in eine so weitgehende „glänzende Isolierung“ hineingeraten, daß man überhaupt nicht mehr imstande ist, die Sprache der anderen zu verstehen, oder daß man den Zusammenschluß einer ganzen Welt fahrlässig heraufbeschwört, ohne sich dieses ungeheuerlichen Vorgangs klar bewußt zu werden.

Es wird mir hier entgegengehalten werden, daß man vielen unserer Auslandsvertreter bisher weniger übertriebenen Nationalismus als würdelose Preisgabe des deutschen Wesens vorzuwerfen habe. Sehr wahr! Es soll hier auch gar nicht abgewogen werden, welches von beiden Extremen häufiger anzutreffen war. Das geschwollene, marktchreierische Auftreten, die blinde Anbetung und Nachäfferei des Auslands, beide sind jedenfalls gleich verwerflich und im Grunde nur Ausdruck ein und derselben Unsicherheit, eine Folge schwankenden inneren Gleichgewichts, mangelnden Instinktes, der Völkern von früher erreichter nationaler Geschlossenheit und stärkerer Tradition auswärtiger Politik selbstverständlich geworden und in Fleisch und Blut übergegangen ist. Wir sind darin gegenüber den älteren Großmächten mit unserer Diplomatie von vornherein in der schwächeren Stellung. Indessen, schon die gewonnene Einsicht in die Gründe solchen Versagens ist wenigstens einiges wert, ebenso das klar gezeichnete Programm, solche Nachteile zu überwinden. Freilich: nur eine ständige Erziehung durch Generationen hindurch, nur die angespannteste geistige Verarbeitung unserer schmerzreichen Schicksale kann die Hoffnung auf Wandel, Besserung und Ausgleich jener verhängnisvollen Eigenschaften wecken. Wiederberührt hier die angestrebte Reform der Diplomatie eine der empfindlichsten Stellen unserer ganzen Volksgeschichte. Wiederum kann hier unsere Wissenschaft die Dinge ins rechte Licht setzen und Wege weisen.

Mit Recht hat man an der wilhelminischen Diplomatie ihre volkswirtschaftliche Unkenntnis, ja ihre Gleichgültigkeit gegenüber den gewaltigen wirtschaftlichen Triebkräften des Zeitalters getadelt. Denn wir leben längst nicht mehr in der Epoche der Kabinettpolitik, wo sich alles hinter verschlossenen Türen abspielte, in den Gemächern der Fürsten, in den Salons der Minister und den Boudoirs der Mätressen über Reiche und Völker entschieden wurde. Eine breite und wirklichkeitsnahe Geschichtsauffassung, die über das Verhältnis von Staat und Wirtschaft klar sieht, könnte sich nicht mit einer noch so virtuoson Behandlung nur der leitenden Personen zufrieden geben. Sie würde stets die Sonde tiefer ansetzen, das Netz der Beobachtung weiter auswerfen, die eigene Position im fremden Lande an anderen und zahlreicheren Stellen zu festigen suchen als bloß auf dem glatten Parkett der Hofgesellschaft. In dies Kapitel gehört auch die hochmütige Verkennung der öffentlichen Meinung daheim und draußen, die mangelnde Fühlung mit Presse und geistiger Welt, deren Ergebnis wir so unendlich bitter auf lange hinaus noch spüren werden: unsere Politik fand höchst selten ein freundliches Echo in den auswärtigen Zeitungen. Ueberall stießen wir auf Verständnislosigkeit, auf Kälte, auf Abneigung und Haß. Das Erdreich war eben nicht von unserer Diplomatie aufgepflügt worden. Der Historiker weiß, was ungreifbare Stim-

mungen und leidenschaftliche Schlagworte für die Psyche der Völker bedeuten, welche fortreibende und verhängnisvolle Macht ihnen innewohnt. Er mag sie für seine Person verachten, aber er wird sie niemals leichtfertig unterschätzen.

Recht viele unserer Gesandten waren zu vornehme Herren, um sich mit solchen Dingen abzugeben, und der Nachwuchs wird lernen müssen, nicht in denselben Fehler zu verfallen. Man hat sich nun einmal damit abzufinden, daß die moderne Welt auch von solchen demokratischen Lebensmächten bestimmt wird, und Fürsten der öffentlichen Meinung, so nannte einmal ein kluger Staatsmann die Herren von der Presse, sind mithin wichtiger und einflussreicher als gekrönte und ungekrönte Staatsoberhäupter.

Offentundig geht die Zeitströmung dahin, unserer Diplomatie Kräfte aus den verschiedensten Ständen, Berufen und Klassen zuzuführen. Es ist durchaus zu begrüßen, wenn mit dem früher gepflegten Vorrecht des alten und neuen Adels, seiner in den seltensten Fällen sachlich begründeten Bevorzugung gebrochen wird. Es soll damit einem Botschafter des Reiches nicht das Recht abgesprochen werden, sich persönlich als Angehöriger eines bestimmten Kreises zu fühlen, als Graf oder Industriemagnat, als Arbeiterführer oder Soldat. Wenn ihm aber diese Eigenschaft oder sein Standesempfinden den Blick trüben sollte für seine Aufgabe, so ist er zur Abberufung reif. Die Zeiten sind hoffentlich ein für alle Mal vorüber, wo sich Minister und Gesandte nur als Diener ihres Herrn betrachten durften. Ueberhaupt sind sie nicht nur ihrer Regierung, sondern im tiefsten Grund und Gewissen der gesamten Nation verantwortlich. Als deren Vertreter, als Sachwalter ihrer Interessen und ihrer Würde werden

sie in die Fremde geschickt. Sie dienen dem Ganzen, nicht einem bestimmten Kreis! Je stärker die Parlamentarisierung und der damit steigende Einfluß der Parteilänge, der schließlich genau so verderblich auf die Stellenbesetzung wirkt wie eine höfische Kamarilla, die innere Politik erfährt und leider auch vergiftet, desto nachdrücklicher muß darauf gedrungen werden, daß bei der Auslese unserer Gesandten und Konsula nur Befähigung und Sachkunde entscheide. Gerade von einer historischen Vorbildung erhoffen wir, daß sie mit sozialen Vorurteilen aller Art gründlich aufräume, daß sie die Geister weit ausschleife für eine unbefangene Würdigung aller vorhandenen Kräfte im eigenen und im fremden Land. Der Reichtum der geschichtlichen Welt erzieht den echten Schüler der Historie zu innigster Vaterlandsliebe, aber nicht minder zur Einfühlung auch in andere Staatsgebilde. Die historische Betrachtungsweise trägt zur Entgiftung der politischen Atmosphäre und zur Läuterung innerer Gegensätze bei. Wer mit Ranke, dem Meister unserer Wissenschaft, sieht, wie alles geworden ist, wird in der Gegenwart die Basis zu verbreitern suchen, auf der die sich zersetzenden Volksteile, zumal im Interesse der auswärtigen Politik, sich zusammenfinden sollten. Er wird sich bemühen, das Gesetz der Staatsräson und das Wohl der Nation aus dem Dunstkreis des Partei- und Klassenkampfes in reineres Licht emporzuheben. Eine Gesinnung dieser Art muß eines Tages auch unserer Diplomatie zugute kommen. Ihre Reform kann, wie gesagt, nur aus einer Erneuerung Deutschlands selber wirklich Seele und Lebensblut gewinnen. Daß die Geschichtswissenschaft an ihrer Erneuerung mitarbeite, gehört zu ihren vornehmsten Verpflichtungen und adelt das Handwerk des Historikers.

Arthur Böhtlingk / Erläuterungen zu Goethe's Faust. Das politische Problem.

Im ersten Teil der Dichtung hat die Politik keinen Platz. Dem über das Geheimnis der Natur und des Lebens brütenden Faust, der sich dem Teufel verschreibt, um sich im Sinnes-taumel zu verlieren, liegt sie so fern wie nur möglich. Die Bürger, unter die er sich gelegentlich des Spazierganges am Oster-tage mischt, sehen nicht über die Mauer ihres Städtchens hinaus. Sie wissen höchstens über den neuen Bürgermeister zu schimpfen. „Nun, da er's ist, wird er nun täglich dreister.

Gehorchen soll man mehr als immer,
und zahlen mehr als je vorher!“

Sie wissen sich nichts Besseres, als an Sonn- und Feiertagen ein Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei, „wenn hinten, weit in der Türkei, die Völker auf einander schlagen.“

Man steht am Fenster, trinkt sein Gläschen aus
und sieht den Fluß hinab die bunten Schiffe gleiten;
dann kehrt man abends froh nach Haus
und segnet Fried' und Friedenszeiten.

Ein Anderer:

Herr Nachbar, ja! so laß ich's auch geschehen,
sie mögen sich die Köpfe spalten,
mag alles durcheinander gehen;
doch nur zu Hause bleib's beim Alten.

Ziehen Soldaten vorüber, so nur singend, durch ihr über-mäßiges Ungeköm die Mädchen zu berücken.

Wenn Mephistopheles, in Fausts Professoren-Salar, auf die Rechtsgelehrsamkeit zu sprechen kommt, so „erben sich Ge-setz und Rechte wie eine ewige Krankheit fort.

Bernunft wird Unsinn, Wohlthat Plage;
weh dir, daß du ein Enkel bist!
Vom Rechte das mit uns geboren ist,
von dem ist leider! nie die Frage.

Selbst das Studium der Medizin gibt ihm Gelegenheit zu der — alle staatsmännische Betätigung im Keime ertötenden Wahnung:

Ihr durchstudiert die groß' und kleine Welt,
um es am Ende gehn zu lassen,
wie's Gott gefällt.

War die Saufbrüder in Auerbachs Keller! Da Froisch das Spottlied anstimmt:

Das liebe heil'ge Römische Reich,
wie hält's nur noch zusammen?

fährt Brauder drein:

Ein garstig Lied! Psuil ein politisch Lied!
Ein leidig Lied! Dankt Gott mit jedem Morgen,
daß ihr nicht braucht für's Römische Reich zu sorgen!

Und so bleibt alle Politik a limine ausgeschaltet.

Sehr anders im zweiten Teil! Faust ist zwar zunächst so ausschließlich auf die Eroberung der Helena aus, wie im ersten Teil auf die Gretchen. Er gewinnt die so ungestüm Ersehnte sogar erst, indem er, an der Spitze seines Volkes, als Kriegsheld und Eroberer nach Griechenland hineinstürmt. Allein das ist nur stundbildlich zu verstehen: er ist bis zur Vermählung mit ihr, als dem Sinnbild griechischer Formschönheit, nichts weniger als Staatsmann, vielmehr nur — Dichter; Arkadien, wo die Vermählung vor sich geht, das Dichter-Land. In der klassischen Walpurgisnacht, durch die er hindurch muß, begegnen wir nur mythologischen Gestalten und Gestalten. Sie gipfelt in dem Hochzeitsfest der Liebesgöttin. Eingangs erinnert Erichtho zwar prologisch, daß wir uns auf den Pharsalischen Feldern befinden, wo einst ein großes Beispiel durchgekämpft worden ist, da sich Pompejus mit Caesar maß und die „Freiheit“ erlag, allein nur um den „Bunderglanz“ der Mondnacht anzukünden, in der sich „hellerischer Sage Region“ versammelt hat. Ein Meteor leuchtet auf. Homunculus kommt mit Faust und Mephistopheles durch die Luft herbeigefahren und versetzt uns als-bald ins — Fabelreich.

Faust hat nur den einen Gedanken: „Wo ist Helena?“ Um sie aus dem Reich der Toten ans Tageslicht zu bringen, ins Leben zurückzurufen, verschwindet er in die Unterwelt, den Hades. Wir erleben im zweiten Akt die Schöpfungsgeschichte, die Entstehung der Erdoberfläche und der Lebewesen, Goethes Kosmogonie. Homunculus geht, um wirklich zu „werden“, in den Elementen auf.

Der ganze dritte Akt ist ausgefüllt mit der Helena-Tragödie.

Indes — wir sind gleich im ersten Akt an den kaiserlichen Hof veretzt worden. Aus der „kleinen“ Welt des Bürgerstandes ist Faust in die „große“ des Hofstaates geraten. Mit dem politischen Getriebe, den Staatsgeschäften hat Faust jedoch so wenig zu tun, daß er bei dem Staatsrat, den der Kaiser in Gegenwart des Mephistopheles versammelt hat, garnicht zugegen ist. Er taucht erst auf im Lustgarten am Morgen nach dem Mumenschanz. Diesen hat er, wie aus seiner Frage an den Kaiser: „verzeihst Du, Herr, das Flammengaukelspiel?“ zu entnehmen, zur Unterhaltung Seiner Majestät selbst inszeniert. Es ist dies das Werk des Dichters gewesen. Mit der Staatsführung hat derselbe nichts zu tun. „Ich wünsche mir“, entgegnet der Kaiser, „dergleichen Scherze mehr“. Als-bald ergreift Mephistopheles, als Narr, das Wort, um dem Kaiser die ersehnten Schätze vorzuspiegeln. Faust schweigt sich aus. Mit dem Papiergeld, durch das Mephistopheles den Hofstaat berückt, hat er nichts zu schaffen. Da der Schatzmeister den Kaiser auffordert, die Veranstalter des Zauberstücks über dessen Tragweite zu befragen, verweist Faust auf den Kanzler: „Dem Kanzler ziemt's,

die Sache vorzutragen". Der Schilderung des beglückenden Geldregens durch die Beamten setzt Mephistopheles die Krone auf. Das Zauberstück ist dessen eigenstes Werk. Faust hat mit demselben so wenig gemein, wie mit dem Hokus-pocus, den Mephistopheles seiner Zeit mit den Studenten im Auerbach'schen Keller getrieben hat. Er lehnt das Zauberstück, das nur niedrigste Genußsucht entfesselt hat, sogar grundsätzlich ab, indem er ablenkend bemerkt:

Das Uebermaß der Schätze, das, erstarrt,
in Deinen Landen tief im Boden harret,
liegt ungenutzt. Der weiteste Gedanke
ist solchen Reichthums kümmerlichste Schranke;
die Phantasie, in ihrem höchsten Flug,
sie strengt sich an und tut sich nie genug.
Doch fassen Geister, würdig, tief zu schauen,
zum Grenzenlosen grenzenlos Vertrauen.

Der Hofstaat aber hat nur für Mephistopheles und seine Wunderzettel Ohr. Faust schweigt sich daher aus. Da sich Alle nicht genug tun können in Gedanken an die ihnen vom Himmel gefallenen Schätze, und wie sie diese vertun wollen, bemerkt der Kaiser selbst wehmützig:

Ich hoffte Lust und Mut zu neuen Taten;
doch wer euch kennt, der wird euch leicht erraten.
Ich merkt es wohl: bei aller Schätze Flor,
wie ihr gewesen, bleibt ihr nach wie vor.

Selbst der Narr ruft: „Heut Abend wieg' ich mich im Grundbesitz!“

Von irgend welcher staatsmännischen Betätigung Fausts ist demnach nicht die Rede. Die Vorführung des Kaisers und seines Hofstaates dient nur dazu, uns die ganze, schier unheilbare Zerrüttung des Reiches zu veranschaulichen. Es geht offenbar seinem Untergange entgegen. Dieser ist im Mummenschanz sogar sinnbildlich vorweggenommen. Tief dieser doch aus in eine allgemeine Feuersbrunst. Der Kaiser selbst (als Pau) ging mit samt seiner ganzen Schar in Flammen unter:

Sie (die Schar) sei verflucht, die ihn verführt
in harzig Reiz sich eingeschnürt,
zu toben her mit Brüllgeschlag
zu allerseitigem Untergang.

Ist es doch das „heilige Römische Reich“ deutscher Nation, das bereits am Ausgang des 15. und zu Beginn des 16. Jahrhunderts in unheilbare Anarchie ausgeartet war und Goethe zu Beginn des 19. Jahrhunderts, im Gefolge der französischen Revolution, endgültig hat untergehen sehen. Darin daß das Reich auf der römischen Hierarchie aufgebaut und berast von Papstes Gnaden war, erblickte Goethe offenbar dessen Verhängnis. Hierauf deutete schon der Mummenschanz als solcher. Kündigte der Herold ihn doch an mit den historisch-politisch bedeutsamen Worten:

Der Kaiser, er, an heiligen Sohlen
er hat sich erst das Recht der Macht,
und als er ging, die Krone sich zu holen,
hat er uns auch die Krappe mitgebracht.

Mußte sich der deutsche König nicht in der Tat die Kaiserkrone in Rom holen, wo er sie aus der Hand des Papstes empfing, wofür er ihm den Fuß küßte und den Steigbügel hielt! Wo blieb da seine Souveränität, die Unabhängigkeit eines auf sich gestellten Reiches? Die Krappe, die des Reiches Oberhaupt von der Tiberstadt mitbrachte, war die — *Narrenkappe!* „Es bleibt“, bemerkt der Herold dazu: „doch endlich nach wie vor mit ihren hunderttausend Pöffen die Welt ein einzig großer Tor“.

Kann man die Perfflage weiter treiben?

Faust tritt erst in Aktion, als es die Helena vor dem Kaiserhofe heraufzuzaubern gilt. Es ist das kein Hokuspokus. Diesen überläßt er nach wie vor dem Mephistopheles. Für ihn handelt es sich auch nicht, um die bloße Unterhaltung Seiner Majestät, ihm ist es vielmehr heiligster Ernst damit. Ist die Helena, wie sie ihm vor sichwebt, doch nur das Sinnbild vollendeter Formschönheit. Selbst Mephistopheles weiß, im Hinblick auf Fausts Verhältnis zu ihr, nicht anders als:

Dem wer den Schatz, das Schöne, heben will,
bedarf der höchsten Kunst, Magie der Weisen.

Wohlgemerkt: Magie der Weisen! und nicht des Zaubertricks wie Mephistopheles selber ihn übt. Mephistopheles kann Faust nur den „Schlüssel“ zur Unterwelt in die Hand geben. Um die Helena heraufzuzubolen, muß Faust selbst zu den „Mütern“ hinab und dies allein, in die denkbar größte Einsamkeit. Er befindet sich denn auch, als er sich dazu anschickt, in höchster Extase. Es handelt sich nicht um politische, sondern um dichterische Betätigung, nicht um Politik, sondern um Aesthetik, um die Dichtkunst, der er mit ganzer Seele zugegen ist. Es ist das Schauspiel, wie es vor dem kaiserlichen Hofe in die Erscheinung tritt, Fausts eigenste Vision. Er gerät

darob in solche seelische Erregtheit, daß er wie entseelt zusammenbricht und Mephistopheles ihn auf seinen Schultern davon trägt. Kann ihm „Politik“ weiter abliegen?

Kommt Faust in voller Rüstung als Germanenfürst herbei, der Helena entgegen, so doch nur, um sich mit der Göttlichen in Arkadien zu vermählen und den Euphorion zu zeugen, der alsbald als Dichter-Parus dahinstürzt.

Erst nachdem Faust dies Helena-Erlebnis und damit das Ziel seiner ästhetischen Begeisterung hinter sich hat, da die griechischen Götter wie ein Volkengebilde am fernen Horizonte verschwunden sind, er heimischen Boden unter den Füßen fühlt, regt sich in ihm staatsmännischer Ehrgeiz — schwebt ihm ein politisches Ideal vor. Indem Mephistopheles ihm „die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit“ vorgaukelt, will er zwar von Großstadt oder Lustschloß nichts wissen, allein ein Großes zog ihn dabei an, das der Mühe lohnt.

Herrschaft gewinn' ich, Eigentum!

Die Tat ist Alles, Nichts der Ruhm.

Er will es, Kraft seines Geistes, mit den Elementen aufnehmen, dem Meere den Boden abgewinnen, auf dem sein Staatswesen erstehen soll. Gilt es Herrschaft, auch über Menschen, so doch kein selbstgenügsames Genießen. Der Kaiser befindet sich, wie Mephistopheles berichtet, in höchsten Nöten, die weil er, jung zum Throne gelangt, wählte zugleich regieren und genießen zu können. „Ein großer Irrtum“ — bemerkt hierzu Faust. „Wer befehlen soll, muß im Befehlen Seligkeit empfinden. Ihm ist die Brust von hohem Willen voll, doch was er will, es darf's kein Mensch ergründen. Was er den Treuesten in das Ohr gerant — es ist getan und alle Welt erstaunt. So wird er stets der Allerhöchste sein, der Würdigste. — *Geniehe n macht gemein.*“

Hierbei dürfte Goethe an Napoleon gedacht haben; den auch Mephistopheles in Erinnerung bringt, wenn er die Anarchie im Reiche schildert und wie schließlich die Tüchtigen mit Kraft erstanden und sagten: „*Herr ist, der uns Ruhe schafft!*“

Indes — Faust läßt das bestehende alte Reich auf sich beruhen. Er steht außerhalb desselben und will, auf sich allein gestellt, seine eigenen Wege gehen, auf jungfräulichem Boden ab o v o anfangen. Er braucht jedoch den Kaiser, der über alles Land verfügt, um sich mit dem Grund, den er dem Meere erst abgewinnen will, belehnen zu lassen. Hierzu soll ihm Mephistopheles verhelfen. Das ist, meint dieser, leicht genug geschehen! Sie brauchen nur dem Kaiser gegen die Aufständischen, die ihm einen Gegenkaiser entgegengestellt haben, zum Siege zu verhelfen. Krieg ist indes abermals nicht Faustens Sache. Da ihn Mephistopheles zum Obergeneral auserkählt, lehnt er auf das entschiedenste ab:

Das wäre mir die rechte Höhe,
da zu befehlen, wo ich nichts verstehe!

Trotzdem erscheint Faust in voller Rüstung, geharnischt, mit halbgeschlossenen Helme — mit den „drei Gewaltigen“ — Raufbold, Hebebold und Gilebente — und stellt sich mit ihnen dem Kaiser zur Verfügung. Er gedenkt dabei des Nekromanten von Norcia, des Sabiners Cecco, den der Kaiser einst vor dem Feuertode gerettet hätte und der dafür mit seinem überragenden Geiste in dessen Dienste aufging. Als solch ein naturkundiger Nekromant will Faust selbst angesehen sein. Nur der „Pfaßen Stumpfsinn“ schelte solches Wissen und Ausnutzung der Natur — Zauberei. Und Faust heißt die drei Gewaltigen in die Schlacht eingreifen und führt so den Sieg des Kaisers herbei.

Doch ist diese ganze Schlachtzene eine Fantasmagorie, den Nebelstreifen vergleichbar, erläutert Faust selbst, die auf Szillens Küsten schweifen! „Da schwanken Städte hin und wieder, da steigen Gärten auf und nieder, wie Bild um Bild der Aether bricht.“ Faust spielt dabei den Nekromanten Cecco. Schließlich greift, um den Anschlag zugunsten des Kaisers zu geben, Mephistopheles mit seinen schwarzen Raben ein. All die Schreden und Gromel des Krieges kommen zu voller Geltung. Das ganze behält jedoch bis zuletzt sein gespenstisches Wesen. Selbst die „hohlen Waffen aus der Säle Grüften“, der längst entschwundenen Ritterzeit, „empfinden sich erstarkt in freien Lüften.“ „Da droben klapperl's, rasselt's lange schon, ein wunderbarer falscher Ton.“ Und so ist der ganze Vorgang mehr Vision als Realität; eine Schlacht, wie sie der Dichter Faust improvisiert. Man hat keinen Augenblick den Eindruck, daß er ernstlich dabei ist. Der wirklich Handelnde ist wieder einmal Mephistopheles mit seinem Hokuspokus.

Indes der Kaiser hat die Schlacht gewonnen und ist glücklich wieder in der Macht. Er ordnet nunmehr das Reich von Neuem, ernennet zu den höchsten Aemtern und rüstet sich zum Festmahl. Faust ist mit dem erwünschten Strande belehnt worden. Dies empört indes den Erzbischof-Reichskanzler aufs Höchste. Der Kaiser mit seinem „hochgeheiligten“ Haupt mit Satanas im Munde! „Gott dem Herrn, dem Vater Papst zum Hohn!“ — Das muß unbedingt gesühnt werden! Der Kaiser

findet sich in der Lat bereit, auf dem „entweihten Raum, wo man sich so verständigt“ — eine Kirche und ein Kloster zu errichten. Hiermit gibt sich der Erzbischof jedoch noch nicht zufrieden. Immer wieder kehrt er von der Schwelle zurück, um Weiteres zu fordern, um schließlich auch noch den Beuten des Landes, das Faust erst dem Meere abgewinnen will, zu verlangen.

Verzeih, o Herr! Es ward dem sehr verrufenen Mann des Reiches Strand verliehen; doch diesen trifft der Bann, verleiht du wenig nicht der hohen Kirchenstelle auch dort den Beuten, Bins und Gaben und Gefälle. Das geht dem Kaiser denn doch zu weit. „Das Land ist noch nicht da, im Meere liegt es breit!“ ruft er verdrieklich. Selbst dies bringt den römischen Kirchenfürsten nicht aus dem Konzept: Wer's Recht hat und Geduld, für den kommt auch die Zeit. Für uns mög' Euer Wort in seinen Kräften bleiben!

Worauf der Kaiser: „So könnt' ich wohl zunächst das ganze Reich verzeichnen.“

Immer wieder kommt derart Goethe darauf zurück, daß das heilige römische Reich deutscher Nation, als eines von Papstes Gnaden abzulehnen sei. In seiner Vorstellung gehört es der Vergangenheit an. Sein Faust will jedenfalls Nichts davon wissen. In dem Gemeinwesen, wie er es ins Leben zu rufen unternimmt, soll keinerlei Pfaffenstum, kein Geistes- und Gewissenszwang irgend welcher Art bestehen. Er will nicht nur des Meeres Herr werden; indem der Mensch sich darauf hinauswagt, erweitert sich sein Gesichtskreis, hebt sich die Mannesbrust. „Das freie Meer“, ruft, nicht zum erstenmal aus seiner Teufelsrolle fallend, Mephistopheles geradezu, „besiegt den Geist“ — um allerdings, in seinem Sinne, erläuternd hinzuzufügen: „Wer weiß da, was Besinnen heißt. Da fördert nur ein rascher Griff, man fängt den Fisch, man fängt ein Schiff, und ist man erst der Herr zu drei, dann hakelt man das vierte bei; da geht es denn dem fünften schlecht, man hat Gewalt, so hat man Recht. Man fragt ums Was, und nicht ums Wie. Ich müßte keine Schiffsahrt kennen: Krieg, Handel und Piraterie, dreieinig sind sie, nicht zu trennen.“

Noch kann und mag Faust Mephistopheles nicht entbehren. Er verübt die Gewaltthaten, ohne die Faust sein Gemeinwesen nicht zu gründen vermag. Es ist gradwegs unverblümte Seeräuberei, die dabei getrieben wird! In Faust ist überdies, indem er sein großes Werk fördert, die Herrschucht ins schier Schrankenlose gewachsen. Daß der Hügel mit der Kapelle zwischen den beiden Bänden, auf dem Philemon und Baucis haufen, ihn nicht gehört, verleidet ihm den „Weltbesitz“. Von dort aus möchte er überschauen mit einem Blick, was alles er getan; des Menschengewisses Meisterstück, betätigend mit klugem Sinn

der Völker breiten Wohngewinn.“ Damit dieses sein Verlangen sich erfülle, will er Philemon und Baucis von ihrem trautem Altersstüb auf ein schönes Gütchen innerhalb seines Gebietes verpflanzen; weiter soll ihnen kein Leid angetan werden. Allein Mephistopheles, den er damit beauftragt, macht auf seine Weise kurzen Prozeß, indem er das Klüweisen in Flammen aufgehen und Philemon und Baucis in den Flammen umkommen läßt. Faust ist darob zwar äußerst ungehalten (Mephistopheles: „Der alte Herr empfindt uns schlecht“) und seufzt: „Geboten schnell, zu schnell getan!“ — es ist aber doch zur Erfüllung seines Wunsches, auf sein Geheiß geschehen. Er hat es zu verantworten. Und so überfallen den von Gewissensbiss Erfassten die vier grauen Weiber, darunter die Sorge, deren er sich nicht zu erwehren vermag, die ihn, indem sie ihn anhaucht, erblinden macht. Indes spornet dies seine Talraft nur noch mehr an.

„Die Nacht scheint tiefer tief hereinzubringen,
allein im Innern leuchtet helles Licht;
was ich gedacht, ich eil' es zu vollbringen!
des Herren Wort, es gibt allein Gewicht.“

Und er ruft die Knechte frisch zur Arbeit auf.
„Auf strenges Ordnen, raschen Fleiß
erfolgt der allerschönste Preis.
Daß sich das größte Werk vollende,
genügt ein Geist für tausend Hände.“

Die Begründung eines erlesenen politischen Gemeinwesens — „mit klugem Sinn der Völker breiten Wohngewinn“ — ist derart für Faust das Höchste, was der Mensch anzustreben vermag, „des Menschengewisses Meisterstück“. Er kennt kein höheres Glück, als daß es ihm glückt, auf dem Boden, den er erst dem Meere hat abgewinnen müssen, vielen Millionen Räume zu eröffnen, nicht sicher zwar, doch tätig-frei zu wohnen:

„Solch ein Gewimmel möcht' ich sehn,
auf freiem Grund mit freiem Volke sehn.“

Auf nichts legt er mehr Gewicht als auf „Freiheit“. Allein:
Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
der täglich sie erobern muß.

Ihm schwebt kein Phäaken-Dasein, kein Scharaffenleben vor. Wie er das Meer hat zurückdrängen und eindämmen müssen, so droht dieses immer wieder hereinzubringen und das ihm so mühsam abgerungene Land zu überschwemmen. Dem kann nur durch „Gemeindrang“ vorgebeugt werden, durch Zusammenschluß Aller zu gemeinsamer Abwehr. Dieser ständige Kampf um Dasein und Unabhängigkeit, Leben und Freiheit, ist, soll nicht Erschlaffung und damit Zerfall eintreten, unerlässlich. Nur „umrungen von Gefahr“ verbringen „Kudheit, Mann und Greis“ ihr „täglich“ Jahr.

Thiemo Naschl / Das Brandunglück St. Blasien im Jahre 1768.

Unter den vielen Schriften, die von den Blasianer-Mönchen in ihre neue Heimat St. Paul in Kärnten mitgebracht wurden, finden sich zwei bisher unbeachtet gebliebene Schilderungen des großen Brandes, dem im Jahre 1768 die von Abt Gallus (1532—1540) erbaute Kirche und der erst von Abt Franz II. (1727—1747) neu aufgeführte Prachtbau des Klosters zum Opfer fielen. Beide Schriftstücke sind von Wert, da sie von Augenzeugen stammen und jedenfalls bald nach der entsetzlichen Katastrophe niedergeschrieben wurden. Das eine, von unbekannter Hand, gibt ein anschauliches Bild vom Ausbruche und Umfange des Feuers. Es möge hier im Wortlaut folgen:

Kurze Beschreibung der gräßlichen Brunst, welche das Gottshaus St. Blasien den 23ten Heumonath 1768 verwüstet.

Den 23ten Heumonath nach 11 Uhr Vormittag fieng in dem hinteren Theile unhrs Gottshauses, nemlich im Convent oben auf dessen Thurm ein Rauch an empor zu steigen, dem in wenig Augenblicken viele Ellen hohe flammen nachfolgten. Kaum nahmen auswertige Leute die aufsteigende Rauch Wolke wahr, so lofen selbe schnell herbey der Verbreitung des Uebels abhelfliche Schranken zu setzen. Allein ganz unfruchtbar und eitel war gleich im Anfange schon alle menschliche Hilfe. Die um sich greiffende Bueth des Brands wurde von einem heftigen Ostwind beflügelt so schnell durch die ganze bedachung des weitstehenden gebäudes fortgetrieben, das sie alle auch die geschwindesten Rettungs-Mittel übereilte. Ehen der als in einer halben Stunde brastete nicht iur das ganze Gottshaus und die Kirche von vollen flammen, sondern auch noch 5 andere gegen den Wind gelegene häuser waren zu gleicher zeit eine lautere Brunst. Bey so manigfaltiger Entzündung ware wirklich guter Rath theur, und viele wußten nicht, wohin sie zum Vöthen ihre verwirren und zugleich unverfänglichen Bemühungen wenden sollten. Das gebäude der Dächer sanke demnach schon in eine Gluthe verwandelt nach verfluss einer Stunde auf den obern Boden herunter, von wannen es einen nach

dem anderen, samt allem, was es antrefte, bis auff das Gewölbe des untern Stockwerks durchhengte. Nichts blibe uns und denen zugleich Betroffnen übrig, als in höchster Eile das nächste Beste zu dem fenster heraus zu werffen, und so noch vieles einem zerschmettenden falle bloß zu geben, was man den flammen entreiffen wollte. Aber auch zu diesem zweifelhaften Rettungsmittel vergönnete uns die rasende feurwuth so wenig zeit, das einige gar nichts, andre kümmerlich einen Drittel ihrer geräthschaften beyzeit bringen konnten, wenn sie nicht ihr eignes Leben der Augenscheinlichen Gefahr aufsetzen wollten. Selbst von Seite des Reichs Stüfts ist zwar das Münzkabinet, der Kirchenschatz und das Archiv gerettet, von der so seltenen als hücherreichen Bibliothek aber und anderen hauserathschäften kaum der hunderte Theile dem feur entrißen worden. Bey so allgemeiner zerstörung ware einer der betriebtesten Umstände, das unter denen 5 aufwertigen gebäuden auch die mit vielen vorrath erst kurz vorhin versehene Bekeren samt dem Schlachthaus in die Nische gesunken, und uns die nothwendigsten Lebensmittel so vorweggefressen worden, das wir 24 Stund lange die nachbarliche Zufuhr einigen Brodes erwarten mußten. Der Brand und Schutt setzte auch der dreysfachen Kelleren so heftig zu, das wir durch die hize und den Einsturz der Mauren und gewölber über 300 Saum wein eingebüßet. Das ganze vorhin so wohlgebaute Gottshaus ist so erbärmlich entsetlet, das es auch jene, die öfter hier gewesen, nicht mehr kennen; der andurch uns zugefügte schade aber nur von den bekanntesten ermessen werden kann. Den eigentlichen Ursprung des unbeschreiblichen Uebels können wir ganz zuverlässig nicht bestimmen. Doch glauben wir recht zu urtheilen, wenn wir solchen dem Kuchel Kamin bey messen, weilen solches innerlich gebrannt, und die feurfunken in den nahe gelegenen Thurm ausgepfehen, wie solches auswertige Zusehern bekräftigen.

Die zweite Schilderung zeigt die charakteristischen Schriftzüge Martin Gerberts und beansprucht schon deshalb hohe Beach-

tung. Abt Gerbert gibt dabei nicht ein allgemeines Bild, wie es in der früheren Schilderung geboten wird, sondern berichtet ganz vom persönlichen Standpunkte. Er zeigt sich auch hierin als Mann der Wissenschaft und Kunst, dem der Verlust seiner Sammlungen sehr zu Herzen geht. Auch er befaßt sich mit den Ursachen des Brandes und erwähnt eine Verleumdung, die damals gegen das Stift ausgesprengt wurde. So ergänzen sich beide Darstellungen zu einem einheitlichen Bilde.

Das unglückselige Jahr 1768.

Nachdem den 2ten May in meinem angefaßt ein wetterstreich gleich einem feuerstrom in das Hofportal und große stiegen geboß mit einem entseßlichen knall eingeschlagen und bis an 15 orten durch mauern durchgebrochen hin und wider geistlich und weltliche zu Boden geschlagen auch in 2 äußeren häusern doch niemand als eine einzige person getöthet noch eine entzündung oder andern beträchtlichen schaden verursacht, wurde unter andern auch ich in einen so großen schrecken versetzt, daß so gleich eine ader öffnen laßen mußte um meiner ganz zusammen gezogene Brust eine erleichterung zu schaffen, welcher schrecken nicht nur allein darumben entstanden, weil der streich ganz gegen mir hinüber auff der seiten gegen vorschuzfenster meiner abteywohnung geschahen wo ich eben stunde, und folgiam wan sich der feihl nicht gewendet mich den ersten wurde getroffen haben; sondern vihl mehr weilten mir nichts anders vorstelle als in kurzer Zeit wurde das ganze gebäu in flammen stehen.

Was dazumahlen der gütigste Gott noch von uns gnädigst abgewendet, das geschah leider nicht lang hernach den 2ten Junij noch zu größter glück um mittag Zeit. Dan sollte es in später Nacht sich zugetragen haben, wurde ein großer theil geistlich und weltlicher personen besonders diejenige welche, wie ich, die obere stöß bewohnten ihr leben nicht errettet haben. Wäßen in einer viertel stund das ganze convent, kirch, hoff und 5 neben gebey die flamen ergriffen und in einer halben stund alles in vöhligen feur stunde. Obwohlen das feur in dem convent aufkame, so waren doch kaum 5 minuten als mir schon ein feurriger funken in meiner wohnung in der abtey vor die füßen niederfiel da ich eben an deme ware das gelt und andere kostbarkeiten zu retten. Allein durch der kirchen schindel thach, welches noch dieses jahr mit ziegeln sollte bedekhet worden drange das feur auff ein entseßliche art in die Abtey zu, zu weichen gezwungen ware ohne ein einziges buch auß meiner hauf bibllothec, welche mit juridisch und cameralischen auch politischen büchern erst wohl versehen hate, zu retten, auch fast gar alle meine schriften und collectaneen so besonders auff meinen Reizen in frankreich, theutschland und welschland gemacht hate, müßte dem brand überlassen nebst den vornembsten gemählern einer ohnersehllichen sammlung von den vornembsten kupferstichen, Seizen, modellen von vornemen mahlern und bildhauer, andern sachen zu geschwigen: wie sich jederman vorstellen kan was in einem so weitschichtigen gebäu wo man kaum eine viertelstund hate etwas in dem obersten stöß zu retten, zu deme jederman dem convent zu ließe wo die brunst entstanden, müße zuruck gebliben seyn.

Wir waren beglaubet das feur seye im convent camin entstanden entweder das die entseßliche erschütterung, welche der greülliche Donnerschlag verursacht, ohnvermerkliche ritz und spätklein hinderlassen welche nach und nach den feur an denen wälken blaz machten; oder es müchte das camin durch das schmalz, da man als einen gebottenen fasttag vigil des hl. Apostels Jacobi am sambstag vor das ganze convent küchlein gebachen; mittlerweihl legte ein verruchter boswicht bey denen Franciscanern zu freiburg einen zedel zuruck in welchem er sich selbst als den thäter dieser brunst angeben, umb bey dieser gelegenheit stehlen zu kennen, weilten man ihm ein mit dieser betrohung anverlangtes stückgelt nicht geben wollen: von solchem anverlangen und trohung aber niemand nichts wissen will: wie er in gedachten hinderlegten zedel doch meldet und gleiche Drohung gethan, wan man ihm nicht zu bestimmter zeit und ort 300 fl auff seinen pfiff zum fenster hinauß werffen wurde, wie er dan auch ersahen weilten man ihm aber kein güthes gelt vorwarff sonder nur bley und bergleichen ist die statt immer noch in schrecken gebliben. bey reiffer der sachen überlegung faude man alles ungegründet, was er von St. Blasien die gute freiburger zu intimidieren vorgeben. Doch lauffete bis schöne histori durch die öffentliche Zeitungen fast durch ganz Europa, wie ich von zerschiedenen orten Teutschland, Holland, Engeland, Italien, Frankreich benacht, richtiget, ja von guten freunden auß Paris gewarnet wurde. Indeme der

Ruess wegen dem feur Einlegen verschidentlich glenge, so dar als wan von St. Blasien geistlichen selbst ihr Gottshaus wäre angezündet worden als welchen besonders die kirchen (so doch erst in diesem saeculo durch Abb. Augustinum*) piissima memoriae sehr kostbar mit mahlerereyen und stoffador arbeit, welche sambt dem portal und thurnen hunderttausend gulden gekostet und erst unter meinem vorfahrer Meinrad**) pia memoriae mit neuen altären aufgeziert worden) zu schlecht gewesen zu seyn, durch ohnerhörte verleumdung, ausgesprengt wurde.

Anschließend mögen noch einige ergänzende Einzelheiten folgen, die P. Paul Kettenader in seiner 1793 nach dem Tode des Abtes geschriebenen Biographie Gerberts berichtet. Die erste Sorge der Mönche war es, die heiligen Gefäße und kostbaren Paramente zu retten. Wenn auch viel davon verloren ging, einige besonders wertvolle Stücke konnten doch dem rasenden Elemente entzogen werden. Ein Teil davon befindet sich heute in St. Paul, nämlich mehrere edelsteingeschmückte Kelche und ein ganz aus Gold- und Silberstickerei gefertigter Pontificalornat, der 1737 um den Preis von 5000 fl aus Wien war angeschafft worden. Aus der Kirche konnte nur das silberne Altarantependium, das Opfer Abrahams darstellend, gerettet werden. Es bildet heute eine Zierde des Kirchenschazes in St. Paul. Auch die Einrichtung der Apotheke und Druckeret wurde in Sicherheit gebracht, ebenso die des Refektoriums. Archiv und Münzensammlung wurden gerettet; von der Bibliothek aber, die über 20 000 Bände enthielt, entging kaum der 10. Teil dem Feuer. Wie es bei solcher Vermirrung leicht erklärbar ist, benötigten eine Menge unlaunterer Elemente die Gelegenheit: Kleider, Betten, Decken und Gerätschaften jeder Art, die aus dem Fenster geworfen oder der Treue jener, die gerade entgegenkamen, anvertraut wurden zur Rettung aus den Flammen, konnten vor diebischen Händen nicht gerettet werden. „Am meisten aber erregte unsern Zorn, daß einige nichtsnutzige Leute sich über unser Unglück freuten, und sich nicht schämten, Spässe zu machen; andere aber, die hätten helfen sollen, drangen in den Weinfeller ein und tranken bis zur Bewußtlosigkeit.“

Im Kloster wohnten damals 27 Priester, 9 Kleriker, 17 Laienbrüder und 6 Novizen. Wo sollten nun alle diese untergebracht werden? In St. Blasien selbst gab es dafür keine Möglichkeit. So faßte denn der Abt mit schwerem Herzen den Entschluß, sich vom größeren Teile seiner Ordensfamilie zu trennen. Die Novizen wurden entlassen, da an ein Weiterführen des Novizates auswärts nicht zu denken war; die Kleriker kamen in das Priorat Oberried; die Patres fanden Unterkunft in schwäbischen und schweizerischen Klöstern, wie Reichenau, Rheinau, St. Gallen und anderen. Die älteren Patres aber und die Laienbrüder verteilten sich auf die blasianischen Propsteten Gurtnell, Bürglen u. s. f. In St. Blasien selbst verblieben nur der Abt mit seinem Hofkaplan, der Dekan P. Otto Stöcklin, 3 Patres, die den wichtigsten Zweigen der Verwaltung vorstanden und 3 andere, die in St. Blasien und dessen Filialkirchen Hohenenschwand, Mzenschwand, Ibach und Urberg die Seelsorge zu versehen hatten. Außer den Patres blieben noch 7 Laienbrüder zurück, die als tüchtige Handwerker beim Neubau Verwendung fanden. Alle diese wohnten zerstreut in Häusern, die kurz vorher für die Beamten waren erbaut worden. Zum Chorgebete und einigen Übungen des religiösen Lebens, sowie zu den gemeinsamen Mahlzeiten kamen sie in einem Raume des Gasthauses, das (1767 erbaut), vom Brande war verschont geblieben, zusammen, zur Feler der hl. Messe in der kleinen St. Nikolauskapelle; für das Volk aber wurde der Gottesdienst teils in der Kapelle des hl. Michael, teils unter freiem Himmel gehalten.

Unter dem ersten Eindruck des Unglücks tauchten Bedenken auf, ob man überhaupt Kirche und Kloster wieder im alten Umfange aufbauen oder anderswo eine Neugründung vornehmen solle. Doch bald siegte die Anhänglichkeit zum Orte, an dem und für den sie die Gelübde abgelegt hatten. Da zudem einige auswärtige Klöster — genannt werden Döhlenhausen, Einsiedeln und Admont — den Abt mit Geldbeiträgen unterstützten, schritt er unverzagt noch im gleichen Jahre zu den Vorbereitungen für den Neubau, und bald blühte neues Leben aus den Ruinen.

St. Paul in Nürnten.

P. Thimo Raschl

*) Anmerkung. Augustin Fink regierte 1695—1720.

**) Anmerkung. Meinrad Troger regierte 1749—1764.

Heinrich Bierordt / Am Kirchlein zu Rüppurr.

Flußbespültes, feldumschlung'nes
Dorfkirchlein, des Farbe blich,
Einst von Schentendorf besung'nes
Gotteshaus, gern grüß' ich dich;

Wenn die wilde Ros' am Hage,
Wenn die Flur in Halmen steht
Oder wenn am Wintertage
Gelb die Sonne niedergeht.

Tiefer Friedel blum'ge Stille!
Uebers Kleeefeld guckt der Has;
Traute, ländliche Idylle
Zwischen Schilf und Wiesengras.

Schwärmen magst du, du magst träumen,
In der Alb gespiegelt klar,
Summt in blüh'nden Apfelbäumen
Dustberauschter Bienen Schar.

Murmeln plaudern dir die Wellen
Von der alten Zeiten Gang,
Da von wandernder Gefellen
Marschgesang die Straße klang.

Rehnen jauchzten, Herzen blühten —
Ach, sie zogen längst davon,
Frisches Baumlaub an den Hüten,
Handwerksbursch und Postkillion.

Pappeln flüstern, Tannen weben
Ein beschattend lauschig Dach,
Blaue Wasserjungfern schweben
Ueberm sonnbeglänzten Bach.

Blüterschaum an Busch und Hecken,
Wiesenblumen wehen drein;
Sinnend lehn' ich meinen Stecken
An der Brücke mürben Stein . . .

Wölb dem Wanderer, der hier rastet,
Kirchlein, ein romantisch Zelt!
Auf behendem Zweirad hastet
Dir vorüber heut die Welt.

Franz Bühler / Der Klosterschuster zu Schwarzenal.

Eine vornovemberliche Charakterstudie.

Die Welt legt im allgemeinen Wert auf eine gewisse Ueber-
einstimmung der praktischen Lebensführung des Einzelnen und
der Ideen, die er auf seine Mitmenschen losläßt. Daß diese Ueber-
einstimmung sehr oft fehlt, ist nicht immer eine bedauerliche, nein,
manchmal sogar eine tröstliche, ja belustigende Erscheinung. Um
was für ein köstliches Schauspiel kämen wir, wenn Kasimir
Schnürle, der Schuhmacher von Schwarzenal seinen politischen
und religiösen Ideen entsprechend sein Dasein gestalten wollte!

Die Füße beschuht mit buntgeblumten Plüschpantoffeln, die
Hände in den Rocktaschen, das Köppchen auf dem glatten Schädel,
daran ein paar graue Borsten im Kranze stehen wie die Hüter
vor dem Heiligtum, so sieht man ihn jeden Abend um acht Uhr
in den „Schwarzen Aale“ stapfen zum Stammtisch. Mit einem
„Guten Abend, ihr Herren“ tritt er zu seinen Stammtischgenossen.
Mechanisch fährt seine Rechte nach dem Täschlein in der Weste, die
sich in lieblicher Rundung spannt um sein wohlgenährtes Bäuch-
lein, langt nach der Tabakdose und reicht sie herum. Im Chor
erhört der Gegengruß: „Guten Abend, Kasimir“. Und eine Hand
um die andere greift nach dem braunen Pulver in der Bernstein-
büchse.

Kasimir beteiligt sich lebhaft an der Unterhaltung, die eben
in Fluß ist. Aber er lauert dabei doch auf die Gelegenheit, dem
Gespräch die Wendung geben zu können, daß es in sein ureigen-
stes Fahrwasser mündet, in das der Politik und Religion. Und
wenn er's glücklich so weit hat, dann aber sprudeln Ideen, Be-
hauptungen aus seinem kahlen Schusterkopf, so erschrecklich ver-
wegen und revolutionär, daß auch der radikalste Umstürzler und
der verbissenste Kirchenfeind ihn nicht übertreffen könnte.

Kasimir hat unter den wackeren Stammtischgenossen nicht
einen einzigen Jünger. Sie lassen ihn reden; und wenn der
Redeschwall vorüber ist, dann ist ihnen wie nach einer recht hizi-
gen Predigt des Pfarrers, sie wissen gar wenig mehr davon.
Einer, der politisch sich ein bißchen sattelfest fühlt, widerspricht auch
wohl mal. Aber das bedeutet nur Del ins Feuer gießen. Ein
anderer probiert zum duzendsten Male, den widerborstigen Schu-
ster mit dem Argument zu schlagen, daß er mit dem Kloster des
Städtchens die besten Beziehungen unterhalte, ja, bei der Frau
Aebtissin geradezu eine bevorzugte Stelle einnehme. Kasimir
konnt d'rob nicht aus seinem Gleichgewicht. Er zitiert zum aber-
duzendsten Male das Wort, dessen Herkunft er zwar nicht kennt,
das ihm aber das Alpha und Omega aller Weisheit darstellt:
„Gau, teurer Freund, ist alle Theorie, und grün des Lebens
goldner Baum.“

In Friede und Freundschaft gehen die Stammtischbrüder
auseinander. Sie werden bei den nächsten Wahlen alle Fürsten-
tren wählen bis auf Kasimir allein.

Das Argument, mit dem Kasimir mundtot gemacht werden
soll, ist Wahrheit. Er ist persona grata bei der hochwürdigen
Frau Aebtissin. Wie wäre es sonst erklärlich, daß die hohe Frau
ihm vor etlichen Wochen, nach dem plötzlichen Ableben der Kloster-
schuhmacherin ein Nönnlein als Lehrling anvertraute, auf daß er
es einführe in die Geheimnisse der Schuhmacherkunst!

Ein liebliches Idyll tritt dem Beschauer entgegen, wenn er in

die ebener Erde gelegene Schusterbude einen Blick wirft. Was
für ein sonderlicher Lehrling sitzt da am Dreifuß? Was für seine
Hände umspannen den Hammergriff, fassen den Schuh? Ein
braunes Habit umschließt die Gestalt, das Habit einer Nonne.
Von seinem Sitz aus wirft Meister Kasimir hin und wieder einen
prüfenden Blick auf den fleißigen Lehrling. Ein Zug von Stolz
und Würde und Verantwortlichkeit liegt auf seinem sonst so gut-
mütig dreinschauenden Gesicht.

Um halb vier Uhr des Nachmittags streckt der Briefbote das
Leibblatt des Meisters zum Fenster herein. Sofort legt Kasimir
sein Handwerkszeug beiseite und greift nach der Mutter seiner
Weisheit. Nun ist das Idyll ein klein wenig anders, aber doch
nicht minder hübsch. Hinter seiner Zeitung versteckt liest der Mei-
ster alle Skalen der Gefühle, Schadenfreude, Spott, Entzücken,
Unlust, Zorn, alles spiegelt sich in seinen Mienen. Ein unter-
drückter Fluch entfährt auch wohl an einer besonders kräftigen
Stelle seinem Mund. Das Nönnchen hebt von Zeit zu Zeit den
Kopf, ein holdes Engelsangezicht schaut hinter dem elfenbein-
farbigen Schleiertuch hervor, und verwunderte Blicke fliegen ab und zu
auf den lesenden Lehrherrn. Lang hat sie mit ihrer Neugier ge-
kämpft. Nun kann sie nimmer widerstehen.

„Ist es eine gute Zeitung, die Sie lesen?“ fragt ein weiches
Stimmchen.

„Immer ganz exakt einstecken, sonst wird die Sohle trumm,
aufpassen, aufpassen!“ Kasimir reagiert nicht im mindesten.

„Wollen Sie mir nicht einmal etwas vorlesen, Herr Schnürle?“
plagt das neugierige Nönnchen.

„Nichts für Euch Klosterfrauen,“ ist die brummige Antwort.

„O bitte, ich möchte doch gar zu gern einmal etwas aus so
einer gefährlichen Zeitung hören. O bitte, nur einen Satz, bitte
bitte.“

„Also, meinnetwegen, Sie werden gleich genug haben. Da
lese ich: Es ist eine unabweisbare Tatsache, daß die Zeiten längst
vorüber sind, wo die Klöster eine Kulturmission zu erfüllen hatten.
Heute sind sie nichts anderes als eine wohl zu entbehrende Land-
plage. Wenn wir trotzdem . . .“

„Um Gottes willen, hören Sie auf!“ ruft das erschreckte
Nönnchen.

„Ha, ha,“ lacht höhnisch der Schuster, „hab ich's nicht gesagt,
daß es nichts ist für Klosterleute.“

Im selben Augenblick tritt die Frau Meisterin ein und bringt
das Besper. Mit einem begehrlischen Schmunzeln begrüßt Kasimir
das Viertel funkelnden Klosterwein, das Stück prächtig durchwach-
senen Klosterspek und den Laib knusprigen Klosterbrot. Das
Klosterfräulein, dem die Ordensregel ein Besper verjagt, sieht mit
ein klein bißchen Neid auf das glückliche Weibkind.

Ja, die hochwürdige Frau Aebtissin sorgt vortrefflich für ihren
getreuen Diener Kasimir. Das ganze Jahr über zeigt sie durch
Beschenke von allerlei Erzeugnissen der klösterlichen Land- und
Hauswirtschaft, daß sie den ehrenwerten Meister Kasimir Schnürle
zu schätzen weiß. Den intimsten Freunden verrät Kasimir sogar,
daß er in seinem Keller ein paar Flaschen Klosterwein bewahre, so
alt, daß, wenn die Frau Aebtissin es ihm nicht selbst ausgeredet

hätte, er kühnlich behaupten würde, der edle Tropfen stamme aus dem Gründungsjahr des Klosters 1247.

Das Schönste an den freundschaftlichen Beziehungen zwischen Kasimir und dem Kloster ist aber die Tatsache, daß die Frau Aebtissin von der politischen und kirchlichen Gesinnung des wackeren Schusters vollkommen informiert ist. Aber die ehrwürdige Frau hat einen feinen Sinn für die Komik des Alltagsgeschehens und drum ist die revolutionäre Gesinnung Kasimirs geradezu mit ein Grund, warum sie ihm ihre Sympathie in solchem Grade zuwendet. Und die reizenden Situationen, die bei der jeweiligen Anwesenheit Kasimirs im Kloster entstehen, sind für die Frau Aebtissin so köstliche Lichtblicke im Ernst ihrer verantwortungsvollen Stellung, daß sie an den Weltverbesserer mehr als gerade nötig, den Ruf ergehen läßt, sich im Kloster einzufinden.

Der Ehre einer solchen Einladung ist Kasimir heute wieder teilhaftig geworden. Er soll als Sachverständiger dem feierlichen Akt anwohnen, wo die neuausgebildete Klostersehuhmacherin zum erstenmal den ehrwürdigen Frauen für die klösterliche Schuhbekleidung Maß nehmen soll. Kasimir richtet sich zum Feiertag, indem er Sonntagskleidung anlegt und seine buntgeblumten Pantoffeln mit stattlichen Stiefeln vertauscht. Also festtäglich geschmückt tritt er den Gang an.

Wie Kasimir durch das Tor in den Klosterhof tritt, sitzt am offenen Fenster in einer der Außenwohnungen die Wittib des seligen Klosterküfers. Sie hat den Klosterbesucher kaum erblickt, da unterbricht sie jäh das Rosenkranzgebet, womit sie ihre Stridarbeit begleitet und, indem die Flammröte des Zorns ihr ehrwürdiges Greisinnenantlitz verunschönt, kreischt sie mit gellender Stimme: „Der rote Spitzbub, der Heuchler, der Antichrist.“

Kasimir tut, als ob er nichts höre, klappt übertrieben freundlich sein Köppchen, daß sein glatter Schädel einen Augenblick lang im Sonnenlicht glänzt: „Guten Tag, Frau Küferin. Wie geht's? Darf ich einen Gruß an die hochwürdige Aebtissin bestellen?“

„Roter Spitzbub, elender,“ ist die wenig höfliche Antwort. Kasimir heuchelt Schustertaubheit und nimmt die Antwort als Bestätigung seiner Anfrage: „Ich will's ausrichten, Frau Küferin.“

Und geht gemessenen Schrittes weiter.

Mit festem Griff zieht er an der Pforte die Glocke. Ihre kirchenglockengleichen Töne sind ihm himmlische Musik, ihm, dem hartgesotteneren Atheisten. Sie lassen seine Brust in stolzer Freude schwellen: Unter dem halben Duzend Schuster des Städtchens ist er der Erwählte. In ein paar Minuten wird er vor der Aebtissin stehen, die hohe Frau — sie ist aus gräflichem Hause —, wird ihm die Hand reichen, sich mit ihm unterhalten und er wird Red und Antwort stehen als ein freier Mann. Und dann wird er vor dem versammelten Konvent seine Fachkenntnis im schönsten Lichte zeigen können. Und wenn sich seine Seele genügsam gesonnt in der Ehre, die ihm widerfahren, wird auch sein genußreicher Gaumen im Klosterpeisezimmer ein Freudenfest feiern. Er reckt seine kleine dicke Gestalt. Und das alles, trotzdem er . . .

Die öffnende Pfortnerin unterbricht seine Gedanken. Sie führt ihn ins Wartezimmer. Kasimir nimmt Platz auf einem angebotenen Stuhle und wartet.

Tiefe Stille umfängt ihn. Seine Augen wandern in unruhiger Erwartung der kommenden Dinge an den schmucklosen Wänden entlang, streifen flüchtig das große Kreuzifix, heften sich auf die verblaßten Blumen der alten Tapete, als ob sie weiß Gott was für ein Interesse für ihn hätten. Und tut es doch nur, weil ihm so sonderlich zu Mut wird bei diesem Warten, weil er fühlt, wie seine letzte, fröhliche Zuversicht, sein Selbstvertrauen, versinkt in der unheimlichen Stille. Wie unangenehm er diesen Zustand empfindet, zeigt er in ein paar zusammenhanglos hervorgestoßenen Worten: „Dummes Zeug, dummes Zeug“. Energisch schüttelt er den Kopf dazu. Aber das Mittel hilft nicht viel. Die Aebtissin bleibt lange aus, grad als ob sie ahnte, was für eine heilsame Wirkung das Wartezimmer und das Warten darin auf Meister Kasimir ausübte. Diese Wirkung aber besteht darin, daß der ungeberdige, allezeit rätsonnierende, alle geistliche und weltliche Autorität verachtende Freigeist und Umsturzman Mann Kasimir Schnürle genügsam vorbereitet wird zum Eintritt in das Empfangszimmer der hochwürdigen Frau Aebtissin. Wie wäre es sonst auch möglich, daß er bei der Begrüßung eine solch tiefe, ehrfurchtsvolle Verbeugung machte? Daß er in so überaus ehrerbietigem Tone und gewähltem Schriftdeutsch auf ihre freund-

lichen Fragen nach seinem Wohlergehen und nach seiner Familie Antwort gäbe? Daß er, um es ganz kurz zu sagen, nun wieder der biedere Bürgersmann ist, der sich über die herablassende Güte der hohen Frau mächtig geehrt fühlt?

„Kindliche Schauer treu in der Brust“ folgt Kasimir der Aebtissin in den Saal, wo sich der Konvent versammelt hat. Es will ihm nicht einmal recht gelingen, seinem Gesicht die erforderliche Würde zu geben, als er das wichtige Amt des Maßnehmens durch seinen Zögling überwacht. So sehr befangen ist er von dem Eindruck, den die schweigende Nonnenschar auf ihn macht. Kaum getraut er sich, in Zweifelsfällen selbst das Maß zur Hand zu nehmen und zu kontrollieren. Nie hat er mit größerer Befangenheit, nie zarter und rücksichtsvoller den Fuß einer Frau berührt.

Die ganze Prozedur dauert reichlich zwei Stunden. Kasimir fühlt sich völlig erschöpft. Aber seiner wartet etwas, was ihn entschädigen soll, nicht allein für die körperliche Anstrengung, sondern auch für die ausgestandene seelische Beengung.

„Herr Schnürle, darf ich Sie zu einem kleinen Imbiß einladen?“ fragt gütig die Aebtissin.

„Ich bin so frei, hochwürdige Frau.“ Ganz ohne Zieren sagt er es und mit einer Unmittelbarkeit, die deutlich erkennen läßt, wie froh er ist, daß nun der angenehmere Teil seines Klosterbesuchs endlich beginnen soll.

Die Aebtissin geleitet ihn ins Gästepeisezimmer. Da steht ein Tischlein, reich gedeckt für zwei Personen. Kasimirs Blicke fliegen drüber hin; eine Platte feinsten Aufschnitts und ein Krug funkelnden Weins fallen ihm zuerst ins Auge. Die andern Herrlichkeiten unterscheidet er erst nach und nach. Das Wasser läuft ihm vor Begehrlichkeit im Mund zusammen.

Und nun sitzen Frau Aebtissin und Meister Kasimir einander gegenüber. Die Gastgeberin ist und trinkt nur so zum Schein mit. Aber sie ist beständig darauf bedacht, daß des Meisters Glas und Teller nicht leer bleibt. Die kluge Frau kennt seine Schwäche. Und sie wird nicht müde, ihm immer wieder zuzusprechen, wenn er's mit der notwendigen Bescheidenheit nicht glaubt vereinbaren zu können, noch mehr zu nehmen.

In der Aebtissin Augen blitzt der Schalk.

„Herr Schnürle, Sie wissen, wir Klosterleute fragen im allgemeinen nichts nach der Welt Lauf. Aber die Not der Zeit läßt uns doch auf allerlei aufmerken. Die Wahlen für den Landtag stehen bevor. Für unsere Existenz, zum mindesten für einzelne unserer Rechte kann der Ausfall von Bedeutung werden. Hoffen Sie mit uns, daß die Partei, die für die Interessen der Kirche und damit auch für unsere Interessen eintritt, die Mehrheit erlangen wird?“

Dem Meister Kasimir ist, als stecke ihm ein großer Bissen im Halse. Er wird kirchrot im Gesicht, brüht und schluckt und sagt schließlich: „Zawohl, hochwürdige Frau, ich hoffe es auch.“

„Und Sie, als Freund des Klosters und angesehener Bürger, werden gewiß bestrebt sein, in weiteren Kreisen die Vorurteile gegen die Klöster zerstreuen zu helfen?“

Kasimir würgt auch diesen Bissen hinunter: „Gerne, hochwürdige Frau.“

Ein kräftiger Schluck hintennach macht das Opfer der Lieberzeugung erträglicher. Gütig lächelnd schenkt die Gastgeberin wieder ein. Der Wein schmeckt trefflich. Kasimir hätte aber wohl auch um eines schlechten Tropfens willen seine eigene Meinung nicht so schnöde unterdrückt. Und er mußte es noch mehrmals im Verlaufe des Gesprächs; denn die Aebtissin konnte nicht so bald ein Ende finden des Spiels, das sie so über alle Maßen belustigte.

Zwei Stunden nachdem Kasimir vom Kloster geschieden ist, das Herz voll von einer seltsamen Mischung von Weinsfröhlichkeit und Mergel über sich selbst, tritt er wieder an den Stammtisch des „Schwarzen Ablers“.

„Ah, da kommt ja Kasimir, der rote Klostersehuster,“ ruft ihm ein entgegen, der ihn heute nachmittag zum Frauenstiller hat gehen sehen. Ein fröhliches Beifallsstachen der übrigen begleitet diesen Ruf. Kasimir ahnt, daß ihm diese Benennung für immer bleiben wird als Spitzname. Drum ist er auch ganz verblüfft, weiß den Schlag nicht so zu parieren, wie er es sonst wohl vermocht hätte und sitzt eine Zeitlang recht kleinlaut unter seinen Stammtischgenossen. Erst nachdem er zwei Schöppllein Wein getrunken hat, ist er wieder der alte. Und einem Orkan gleich bricht er los und ruht nicht eher, als bis er die ganze Weltordnung in Trümmer geschlagen hat.